

Alltägliche Namenspiele

Autor(en): **Bebermeyer, Renate**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **35 (1979)**

Heft 1

PDF erstellt am: **31.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421262>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Alltägliche Namenspiele

Von Dr. Renate Bebermeyer

Ein charakteristischer Zug der deutschen Gegenwartssprache ist die intensive und mitunter recht freie und eigenwillige Nutzung aller in der Sprache angelegten Möglichkeiten. Zum einen ist dieser Vorgang eine Folge der breiten Medienvielfalt, die die konkurrierenden Journalisten mehr denn je auch zu sprachlicher Profilierung drängt; zum andern wird diese Tendenz dadurch gefördert, daß heute jedem Sprachteilnehmer ein weiter Spielraum schöpferischen Sprachumgangs zugestanden wird, und der einzelne, der sich gegenwärtig mehr und mehr allen möglichen Zwängen ausgesetzt fühlt, gerade diese Sprachkompetenz als ein Stück Souveränität dankbar ergreift. Ergebnisse dieses sprachlichen Geschehens sind Neuprägungen aller Art, vielseitige Um- und Abwandlungen, Wortspiele jeder Art. Im Rahmen der Wortspiele schiebt sich eine uralte Sonderform erneut in den Vordergrund: die vielfältigen und vielschichtigen Spielereien mit Eigennamen. Ein Spiel, dem in allen sprachlichen Epochen eine gewisse Aktualität zukam, das heute jedoch gleichsam demokratisiert ist: es hat seine Eingebundenheit in literarische Gattungsreservate überwunden und entfaltet in allen alltäglichen schriftsprachlichen Bereichen ein reges Eigenleben.

Personennamen haben — als Individualbegriffe — schon immer eine gewisse sprachliche Sonderstellung; die Faszination, die von ihnen ausgehen kann, wie ihre Suggestivkraft wurzeln tief in der menschlichen Natur. Ethnologen betonen immer wieder die oft magische Bedeutsamkeit, die Namen bei Völkern zukommt, die „primitiv“ zu nennen wir uns angewöhnt haben. Vor solchem Hintergrund erwächst schon früh und fast zwangsläufig die Vorstellung, daß Name zugleich Vorbedeutung sei, wobei es psychologisch interessant ist, daß das bekannte Plautus-Wort (Persa IV, 4,73) ‚nomen atque omen‘ (Name und zugleich Vorbedeutung) auch heute zumeist in der definitiveren Form ‚nomen est omen‘ (*ist*) zitiert wird. Eingebettet ist diese Auffassung in die überlieferte, das gesamte Mittelalter beherrschende Denkform, wonach allgemein der Name einer Sache ihr Wesen, ihre Art offenbare (nomen ante rem). Eine Namengläubigkeit entwickelte sich, die den Charakter aus dem Namen abzulesen suchte, die auch davon überzeugt war, daß Namen den Charakter zu bestimmen vermögen. Spuren davon sind als Kollektivvorstellungen durchaus noch heute greifbar: von Psychologen durchgeführte Testreihen bestätigen, daß noch vielfach spontan versucht wird, sich beim Hören eines Namens eine Vorstellung von seinem Träger zu

bilden, die mitunter recht detailliert ausfallen kann, und ebenso selbstverständlich wird — mehr oder minder ernsthaft — die Frage gestellt, ob ein Name zu seinem Träger paßt. Daß man im Namen gar ein Symbol für ein ungünstiges Geschick sehen kann, bezeugt Grillparzer von sich in seiner Autobiografie. Daß heute in der Massenerscheinung des Showgeschäfts der ‚Künstlername‘ fast suchartig verbreitet ist, ist gewiß Ausfluß eines allenthalben gesteigerten Repräsentationsbedürfnisses (das sich auch deutlich in der Vornamengebung niederschlägt), doch erfüllt ein „aparter“ Kunst-Name nur dann den beabsichtigten Zweck, wenn man darauf vertrauen kann, daß sein schöner, geheimnisvoller Klang das „Image“ seines Trägers wirksam zu heben vermag.

Der Stellenwert der Eigennamen im Rahmen menschlicher Vorstellungswelten wurde schon früh literarisch intensiv genutzt: in autoritativer, interpretierender, satirischer, polemischer Funktion. In der jahrhundertlang dominierenden umfangreichen Predigtliteratur beispielsweise hat sich dabei — als Sonderform — die sog. Namenpredigt herausgebildet, die den Namen einer im Text genannten Person oder Stadt etymologisch deutet, und über diese Deutung predigt. So leitet Abraham a Sancta Clara z. B. den Namen des hl. Ignatius von ‚ignem iacio‘ ab, weil er darin den ‚feuersbrünstigen Eifer‘ des Heiligen begründet sehen will. (Tatsächlich aber ist Ignatius, Nebenform zu lat. Egnatius, etymologisch ungeklärt.) Der Name soll also die Rolle dieses Menschen in der Welt „enthüllen“.

Die besonders im 16. Jahrhundert weit verbreitete Streit- und Schmähchriftliteratur nutzt die Namenpolemik geradezu exzessiv: im Namen des Gegners wird der Beweis für dessen Bosheit gesucht — und gefunden, und der Hohn am Namen wird zum Hohn an der Person. Nicht alle Namen boten sich dabei so einfach und wirkungsvoll an wie der Luthers (‚Luder‘) oder der seines Gegenspielers Eck, den man nur mit seinem Dr.-Titel zusammenlesen muß (‚Dreck‘), um die persönliche Einschätzung, die Luther von ihm hat, „bestätigt“ zu finden.

Schon immer nutzen Dichter ‚redende‘ Namen als Stilmittel von großer Aussagekraft. [In der Ilias z. B. führen Hektor (‚Halter‘, ‚Schirmer‘), Thersites (‚Frech‘), Thoas (‚Stürmisch‘) u. a. ‚redende‘ Namen.] In neueren Zeiten vollziehen sie damit im Grunde bewußt und gezielt den Mechanismus der ursprünglichen Familiennamengebung nach, bei dem die Person durch ein Wort gekennzeichnet wurde, das sie hinsichtlich äußeren Merkmals, Charaktereigenschaft, Herkunft oder Berufszugehörigkeit „bestimmte“. Bei James Joyce z. B. wird das breitgefächerte Funktionsspektrum der redenden Namen auf beredete Weise deutlich: durch gezielte Namenwahl werden signalhaft Atmosphäre, Sozialbe-

ziehungen, Hinter- und Untergründe jeder Art sichtbar gemacht. Namen dienen dabei mitunter geradezu als kurzgefaßte formelhafte Steckbriefe eines Menschen: so soll beispielsweise der Vorname Leopold den raubtierhaften Gang Blooms bezeichnen („Leo“) und zugleich sein zentrales Problem, das des Alterns („Old“) umreißen. (Dem Dichter aber ist selbstverständlich bewußt, daß diese Deutung mit der wahren Etymologie des Namens — althochdeutsch liut = Volk, althochdeutsch bald = kühn — nichts zu tun hat, während mancher seiner Leser dies für die zutreffende Namendeutung halten mag.) Hier zeigt sich auch auf exemplarische Weise das Muster, nach dem ein Großteil heutiger Namensspiele „gebastelt“ wird: die wirkliche Etymologie des Namens ist dabei völlig uninteressant, die Wirkung des Namens beruht allein auf dem Klang. Die wortspielerisch gegebene Namenerklärung geht von Ideenassoziationen aus, die der Wortklang vermittelt. Dabei werden klanggleiche oder -ähnliche gemeinsprachliche Wörter, wenn ihre Bedeutung der angestrebten Zielrichtung entspricht, auf den Namen übertragen. Daß dieses sich mit volksetymologischen Wirkprinzipien eng berührende Vorgehen in neueren Sprachepochen absichtlich, spielerisch, in voller Kenntnis der „falschen“ Etymologie herbeigeführt wird, ist ebenso selbstverständlich wie die Tatsache, daß es auch heute längst nicht von jedem Sprachteilnehmer als Spiel verstanden werden kann.

Diese Namensspiele werden heute gezielt im breiten Spektrum der Mediensprache eingesetzt: jeder wird mit ihnen — schon über die Zeitungslektüre — täglich konfrontiert. Sie verdienen deshalb eingehende sprachliche Beobachtung und Beachtung. Ihre Funktion ist dabei vornehmlich die, auf ironisch-kritische Weise die „Bestätigung“ dessen zu finden, was man über den Namensträger und seine Handlungsweise zu sagen hat, nach dem untergründig mitschwingenden Motto: ‚wie schon der Name sagt...‘ Initiator wie Vorreiter dieses neubelebten Namenspieles mag — wie bei so manchen sprachlichen Mode- und Neuerscheinungen der Nachkriegszeit das Nachrichtenmagazin ‚der Spiegel‘ sein, dessen Schrittmacherfunktion mitunter nicht zu übersehen ist.

Für das Klang-Assoziationsspiel bieten sich — auch im Namenbereich — umfassende Variationsmöglichkeiten. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt der Sprachbeobachtung aber fällt die bevorzugte Nutzung einiger weniger Grundmodelle auf; besonders gern werden, wenn Klangnähe vorgegeben oder leicht herstellbar ist, die Namen ironisierend-verfremdend als Bestandteile allgömeinsprachlich gängiger Komposita „gesehen“, oder man paßt solche durch geringfügige lautliche Veränderungen dem betreffenden Namen an:

Als ‚Frei-Stil‘ wird beispielsweise („Südwest-Presse“, 16. 10. 76) die Verhaltensweise eines Mannes namens Frei charakterisiert, der durch betrügerische Manipulationen in der Baubranche in die Schlagzeilen geraten war. Hier genügte es, das bekannte Kompositum in die lockere Fügungsform zu bringen, um in ihm auf scherzhaft-ironische Weise einen ganz spezifischen, auf das auffällige Verhalten dieses Menschen zugeschnittenen Begriff „sehen“ zu können. Dabei wird ganz bewußt und gezielt an einfache „eingefahrene“ kollektive Denkschablonen appelliert, die bei persönlichen Auffälligkeiten mehr oder minder ernsthaft auch den Namen zu Erklärung oder Bestätigung heranziehen, etwa in der Art von ‚Herr Frei benimmt sich eben auch frei‘.

Das hier wie in zahlreichen anderen Beispielen in journalistischer Absicht genutzte Prinzip wird auch rein um des Spieles selbst willen betrieben und dem Leser als „Witz“ präsentiert. Ein Beispiel aus der vielgelesenen „Hörzu“ (Sept. 1977) zeigt gut, daß man mit breitem Interesse für solche Spielereien rechnet. Auf der Seite „Das fängt ja gut an“ werden unter der Überschrift „Prominente standen Pate“ 11 Beispiele gereiht: Peter-Kraus-Haar / Rita-Streich-Orchester / Romy-Schneider-Kostüm / Heidi-Stroh-Hut / Sammy-Davis-Cup / Georg-Leber-Knödel / Karl-Schiller-Locken / Felix-Wankel-Mut / John-Knittel-Verse / Heidi-Kabel-Fernsehen / Horst-Stern-Forscher.

Der angelsächsische Name Boggs klingt in deutschen Ohren ähnlich wie „Bock“ — und wenn der Träger dieses Namens dann noch durch Sprünge auffällt, liegt es nahe, seine besondere, herausragende Leistung telegrammstilhaft als ‚Boggs-Sprünge‘ zu etikettieren, wie dies die „Eßlinger Zeitung“ (11. 7. 77) tat (im Rahmen der Berichterstattung über das internationale „Wasserspring-Meeting“ der Weltklasse in Wien, bei dem Phil Boggs den Sieg davontrug. Die bekannte Heidenarbeit wird in einer belehrenden Scherzfrage („Hörzu“, Mai 1977) an den Komponistenamen angeglichen: ‚Wußten Sie schon, ... daß es eine Haydnarbeit war, das Deutschlandlied zu komponieren?‘ Damit werden ein reales und ein potentiell Kompositum unserer Sprache in enge Bedeutungsbeziehung gerückt, denn ein Werk Hadyns eine Haydn-Arbeit zu nennen, wäre durchaus „erlaubt“. Die meisten Bildungen dieser Art haben reinen Augenblickscharakter, sind in gewissem Sinne einmalige Spontanbildungen; einige aber werden sofort aufgegriffen und einige Zeit weiter herumgereicht. Bei ihnen handelt es sich zweifellos um Prägungen, die als besonders witzig und treffend empfunden werden; hinzukommen muß hier aber, daß die Persönlichkeit selbst oder ihr „Fall“ von besonderem journalistischem Interesse ist. Ein solches exemplarisches Beispiel lieferte schon im Januar 1973 eine Rede des damaligen

Bundesministers Bahr vor dem deutschen Bundestag, die die Opposition besonders heftig provozierte und daher entsprechende „medienweite“ Beachtung fand. Dabei spielte der Tenor dieser Berichterstattung immer wieder auf den „eigenartigen“, „merkwürdigen“ Umgang Bahrs mit der Wahrheit an. Wie im „Spiegel“ zu lesen war, kursierten in Bonn daraufhin längere Zeit die Bezeichnungen ‚Bahrheit‘ und ‚(Herr) Sonderbahr‘.

Eine andere Spiel-Variante schneidet einfache, von Klang wie Bedeutung her „passende“ gemeinsprachliche Wörter auf den betreffenden Namen zu und sieht auf diese Weise scherzhaft-ironisch in ihnen die „Bestätigung“ für das besondere Verhalten der Persönlichkeit, um die es geht. ‚Aufgekratzt‘ ist ein gängiges umgangssprachliches Wort zur Kennzeichnung einer gelösten Stimmungslage. Wenn nun ein bekannter Politiker, der im Regelfall im eigenen politischen Lager stets Widerstände findet wie der damalige Vorsitzende der CDU-Sozialausschüsse, Hans Katzer, auf dem Parteitag seiner Partei auffallend gut gelaunt zum Rednerpult geht, ist dies so merkwürdig wie denkwürdig, daß sich ein eigens dieser Situation gerecht werdendes Wort empfiehlt: ‚aufgekratzt‘ („Südwest-Presse“, mehrfach im November 1973). Damit aber niemand den Wortwitz für einen unfreiwilligen Druckfehler hält, wird ‚aufgek(r)atzt‘ geschrieben. — In den Wirtschaftsteilen der in- und ausländischen Presse ist im Juli 1977 viel von bewußtem und gezieltem Druck auf den Kurs des Dollars durch die amerikanische Regierung selbst die Rede. Dieses abgekartete Spiel zum Schutz der eigenen Industrie wird im „Stern“ auch verbal zur höchstpersönlichen Verhaltensweise des amerikanischen Präsidenten stilisiert: eine Überschrift formuliert ‚ein abgecartertes Spiel‘ (28. 7. 77).

Eine zusätzliche Wirkkomponente kommt ins Spiel, wenn im sprachspielerischen Umgang mit dem Namen dieser in das gängige Formelinventar eingegliedert werden kann. Dabei wird ironisch-kritisch suggeriert, daß es eine Wendung gibt, die persönliches Verhalten, Eigenschaften, Stellung bereits sprachlich wie inhaltlich vorgibt. Die Wirkung ist dabei um so intensiver, je weniger an Name wie Formel manipuliert werden muß. — Wenn man will, kann man beim Hören des Wortes ‚Engelszunge‘ an die Zunge Friedrich Engels denken, die Regeln unserer Sprache machen’s möglich; und wo Engels ist, ist Marx nicht weit: solcherart findet Walter Ainderer in seiner Besprechung des Buches von H. M. Enzensberger „Gespräche mit Marx und Engels“ („Zeit“, Juli 1973) zur Formulierung: ‚wispert es allerorts mit Marx- und Engelszungen‘. — Ein Fall, der übermäßig lange die Schlagzeilen beherrschte und auch in den europäischen Nachbarländern starke Beachtung fand, war die Affäre um den Bundestagsabgeordneten

Steiner, der das Mißtrauensvotum gegen die Regierung Brandt/Scheel zum Scheitern brachte. Sein Name bot sich zu sprachspielerischer Nutzung geradezu an. So hieß es z. B. im „Stern“ (3. 1. 74), Steiner sei in seinem Leben schon immer über ‚Stock und Steiner‘ gestolpert. Die Wendung war auch in anderen Presseorganen zu lesen, wobei offenbleiben muß, ob es sich um Aufgreifen oder simultanes „Finden“ handelt. Das Spiel mit diesem Namen gewinnt im süddeutschen Raum besondere Wirksamkeit dadurch, daß ‚Steiner‘ der reguläre mundartliche Plural von Stein ist.

Auch feste Begriffe und wissenschaftliche Definitionsmodelle können im Namenspiel als Folien dienen. Im Rahmen des bereits erwähnten politischen Wirbels um die Rede Bahrs zitierte die Presse allenthalben eine irgendwo aufgelesene „Definition“ dessen, was ‚ein Bahr‘ ist, nämlich „die kürzeste Zeit, um die Opposition zum Sieden zu bringen“.

Es sei ausdrücklich betont, daß hie und da auch andersgelagerte Namenspiel-Formen zu finden sind, Typen etwa, die aus dem Namen (eines Abgeordneten) Wohlrabe eine Übelkrähe machen, solche, die den betreffenden Namen durch ein Reimwort ersetzen (Schlaumann statt Baumann) oder Namenkreuzungen fabrizieren (Franz Rainer Strauzel aus F. J. Strauß und R. Barzel) u. a. Doch stehen solche Varianten zur Zeit mehr im Hintergrund des spielerischen Geschehens.

Beim Spiel mit Eigennamen darf auch heute die mitunter boshafte Komponente nicht übersehen werden. So war beispielsweise im polemischen Umfeld eines Leserbriefes die „Ernennung“ eines Polizeipräsidenten, Dr. Heuer, zum ‚Ungeheuer‘ verletzend wie diffamierend („Südwest-Presse“, 3. 1. 74). — Ein äußerst gravierendes Exempel dieser Art, ein Beispiel, das für viele stehen kann, ging bereits um die Jahreswende 1971/72 durch die Presse und wird noch heute als Symptom für den Ton erwähnt, mit dem man vielfach mit politischen Gegnern wie mit Kritikern umgeht. Als „Antwort“ auf schwere Vorwürfe, die die Olympia-Siegerin Heide Rosendahl gegen den deutschen Leistungssport und seine Funktionäre richtete, soll aus Kreisen der Betroffenen das böse ‚Neurosen-Dahl‘ geprägt worden sein, jedenfalls wurde dies in der Publizistik behauptet, allenthalben aufgegriffen und weitergereicht. Nutzungen solchen Charakters hatte J. M. Marein vor Augen, als er sich 1972 in der Zeit sehr energisch gegen jedes Spiel mit Namen ausspricht. Ihre Berechtigung bezieht eine solche rigorose Stellungnahme durch die Tatsache, daß gerade im Namenbereich persönliche Empfindlichkeiten besonders groß, Emotionen schnell freizusetzen und anzuheizen sind. Die besondere Beziehung des Menschen zu seinem Namen charakterisiert

z. B. Goethe treffend (im 10. Buch von „Dichtung und Wahrheit“). Er berichtet hier über eine Eigenart Herders, die meisten seiner verschickten „Billets“ mit Verhöhnungen zu würzen, und zitiert dabei ein an ihn gerichtetes: „Wenn des Brutus Briefe dir sind und Ciceros Briefe, ... der von Göttern du stammst, von Goten oder vom Kote, Goethe, sende mir sie“. „Es war freilich nicht fein“, fährt Goethe fort, „daß er sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte, denn der Eigename eines Menschen ist nicht wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen“¹.

Die in den umfassenden Bereich der Wortspiele gehörenden Spiele mit Personennamen begegnen heute jedem Sprachteilnehmer täglich in Presse und Fernsehen, während sie in früheren Zeiten einmal der Dichtung und der Schmä- und Streitschriftliteratur, zum andern dem nicht schriftlich fixierten alltäglichen Bereich zwischenmenschlicher Hänseleien und Schelten vorbehalten waren. Das Spiel mit Namen scheint einem gewissermaßen elementaren Bedürfnis zu entwachsen, denn schon beim kindlichen Spiel werden auffallend oft die Namen der Spielgefährten klangspielerisch um- und abgewandelt. — Beruhte schon immer ein großer Teil der Namensspiele auf ihrer Klangbeziehung zu gemeinsprachlichen Wörtern, steht diese Form zur Zeit mit im publizistischen Vordergrund. Die Etymologie der Namen spielt dabei, wie schon erwähnt, keine Rolle; doch kommt es vor, daß das klanglich mit dem betreffenden Namen assoziierte Wort mit diesem auch etymologisch identisch ist, wie das z. B. beim Namen Frei (u. a.) der Fall ist. Betrachtet man die sprachlichen Ergebnisse dieser Namensspiele textisoliert, ohne Kenntnis also des Umfeldes, dem sie erwachsen, glaubt man Rechtschreib- oder Druckfehler vor sich zu haben oder mit einer individuellen Eigenmächtigkeit konfrontiert zu sein, die Komposita wieder in offenere Fügungen überführt. Bei solcher Betrachtung zeigt sich ganz deutlich, daß diese augenblickhaften wie augenblickverhafteten Bildungen nur im jeweiligen besondern Kontext ihre Wirksamkeit entfalten können und nur dort ihre Berechtigung haben. Diese sprachlichen Anomalien aber eignen sich besonders gut dazu, ironisch-kritische Aussagegehalte zu tragen, und sind gerade heute eine akzeptierte Form der Kommunikation. Im Grunde stellen sie ein sprachliches Pendant zur Karikatur dar und sind solchermaßen das „Salz in der sprachlichen Pressesuppe“.

¹ (Zitiert nach der Leipziger Auswahl in 24 Bänden, Bd. 13, S. 151.)